

ANDREAS ODENWALD

SYLT

Champagnerluft und
Nordseerausch

it



Sylt: Das ist ein schier endloser Sommerhimmel über den Lister Wanderdünen genauso wie Freudenfeuer und Schnaps satt bei klirrender Kälte am Strand. Ob Meeresrauschen und Möwengeschrei oder klassische Konzerte in der Keitumer Kirche, Spaziergänge in der Abendsonne am Roten Kliff oder fröhliches Feiern zwischen Strandkörben, ob Austern mit Champagner im Sansibar oder Matjes und Pils an der Fischbude – Andreas Odewald weiß von Landschaft und Leuten (und deren Rezepten) zu erzählen, die immer dafür sorgen werden, dass man diese vielseitige Insel mit allen Sinnen genießen wird.

»Der Autor erweist sich als Sylt-Kenner. Anregend und lesenswert.«

Sylter Rundschau

insel taschenbuch 4194

Andreas Odenwald

Sylt





ANDREAS ODENWALD

SYLT

CHAMPAGNERLUFT
UND NORDSEERAUSCH

Mit zahlreichen Farbfotografien
und Rezepten

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004 bei Sanssouci
im Carl Hanser Verlag, München.
Der vorliegende Band wurde neu bebildert.

Umschlagfoto: Westend61 / mauritius images

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4194

Insel Verlag Berlin 2013

© Sanssouci im Carl Hanser Verlag, München 2004

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35894-7

SYLT



»Sylt – fährt man denn da heute noch hin?«

Eine schöne Einladung: Dinnerparty in Grünwald. In dem blitzblanken Vorort Münchens mit seinen weißen Villen und Gartenhäuschen, die allein so groß sind wie andernorts ein Eigenheim, leben die, wie man so sagt, besseren Stände.

Das beherrschende Tischgesprächsthema der ersten beiden Stunden ist Reisen und Urlaub. Bis auf wenige Ausnahmen besteht die Partygesellschaft aus zwei Fraktionen. Die Besitzer einer Immobilie auf Mallorca sind in der Mehrheit. Sie freuen sich auf die nächsten Ferien dort, erzählen stolz von ihren Fincas und Schiffen, tauschen Erfahrungen aus. Falls sich überhaupt ein Schatten auf ihre Begeisterung legt, dann allenfalls die unisono beklagte Unpünktlichkeit und mangelhafte Arbeitsmoral der mallorquinischen Handwerker.

Die Mitglieder der anderen Fraktion sind eine Spur weltläufiger und wohlhabender. Sie machen am liebsten in First-Class-Hotels in der Karibik, auf Mauritius oder den Malediven Urlaub, als Individualtouristen wohlgemerkt und nicht etwa in einer Reisegesellschaft. Der wohlgenährte, joviale Chef einer Supermarktkette berichtet von seinem Plan, zur Feier des 50. Geburtstags seiner Frau eine Yacht zu chartern und mit ausgewählten Freunden eine Woche lang durch den Indischen Ozean zu schippern. Natürlich wagt niemand am Tisch die Frage zu stellen, aber man spürt, wie sie unausgesprochen im Raum steht: »Ob wir dazu wohl eingeladen werden?«

Schließlich die Frage an mich: Wo denn, bitt' schön, der Herr Journalist seine Ferien verbringe. Man stört ungern die Harmonie eines solchen Abends, doch ich zeige furchtlos Flagge. »Für mich«, so erkläre ich laut und vernehmlich, »gibt es auf dieser Welt keinen schöneren Flecken als die Insel Sylt.«

Wäre unsere Runde ein Parlament und ein Stenograph mit der Niederschrift des Geschehens beauftragt, er würde jetzt notieren:

»Tumult auf den Bänken«. Ein missbilligendes Stimmengewirr bricht los. Mehrere Gäste werden laut, manche sogar schrill. Die Gattin eines Vorstandsmitgliedes verschluckt vor Schreck ein Hechtklößchen. Die Gastgeberin hält den Atem an. Das junge Fotomodell an der Seite des weißhaarigen Kunsthändlers kichert hysterisch. Der Hosenfabrikant am anderen Ende des Tisches verzieht leicht herablassend das Gesicht.

Dann legt sich die allgemeine Erregung, und es beginnt die inhaltliche Debatte meines Wortbeitrags. Es stellt sich heraus, dass die meisten Teilnehmer früher auch regelmäßig auf Sylt Urlaub gemacht haben, vorwiegend in Kampen, aber schon seit längerem die Meinung vertreten, da fahre man doch heute nicht mehr hin. Immer diese Unsicherheit mit dem Wetter, ewig dieser Wind! Der Verlust der Exklusivität! »Die Prollis und Ossis«, die sich da neuerdings »herumtreiben«! Die stets überfüllten Straßen im Hochsommer! Die miserablen, umständlichen Flugverbindungen!

»Mein Gott«, seufzt eine attraktive, schmuckbehängte Boutiquenbesitzerin, »in eindreiviertel Stunden bin ich mit dem Flieger in Palma, da steht dann schon mein Gärtner Antonio mit dem Range, und in noch mal 45 Minuten liege ich am Pool in Andratx. Warum sollte ich mir Sylt noch antun!«

Irgendwann ist das Thema dann ausgereizt. Man verweist mich nicht des Tisches, und überhaupt – ich will fair sein – wird es noch ein sehr netter Abend. Als mildernder Umstand gilt meine Aussage, dass ich von der Insel stamme. »Mei, in der Heimat ist's doch immer am schönsten«, meint begütigend meine Tischnachbarin, eine Allgäuerin.

Nach Mitternacht, als die Sitzordnung längst aufgehoben und kaum noch jemand nüchtern ist, als alle fröhlich schnatternd in Grüppchen herumstehen, kommt dann noch mal das Thema Sylt auf. Eine Fernsehredakteurin mit entzückenden dunkelblonden Ringellockchen und knallrot geschminkten Lippen, die sich vorhin an der Debatte nicht beteiligt hat, stakst auf ihren Hochhackigen herbei, in der einen Hand das Glas mit dem After-Midnight-Champagner,

in der anderen ein brennendes Zigarillo. Sie stößt mir kumpelhaft den Ellbogen in die Rippen.

»Na, Ostfrieze.«

»Erlauben Sie mir, Sie zu korrigieren: Nordfrieze.«

»Ist doch egal, Hauptsache Frieze. Moin moin!« Sie kichert, kommt noch näher und flüstert mir ins Ohr: »Hat mir gefallen vorhin, was Sie da über Ihre Insel erzählt haben. Ich hab' mal vor Jahren einen Film über Sylt gemacht, lief im dritten Programm.«

Stimmt es wirklich, will sie wissen, dass ich selber »von da oben« komme. Ich sage, klar stimmt das, tut es ja auch, und spinne gleich noch ein bisschen Seemannsgarn dazu: »Mein Vater war Fischer, wir hatten einen eigenen Krabbenkutter.« Ob sie das glaubt oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls fragt sie jetzt unsere so großzügige wie liebenswürdige Gastgeberin, ob sie mal kurz an den Flügel darf, der dahinten in der Ecke des Salons steht und auf dem die Tochter des Hauses sich jeden Nachmittag fluchend über Mozart und Chopin hermacht. Wie auf Knopfdruck verstummen die Gespräche, versammeln sich alle Gäste erwartungsfroh um das Musikmöbel. Die Fernsehredakteurin stellt das Champagnerglas ab, drückt ihr Zigarillo aus, setzt sich, klappt den Deckel auf, zwinkert mir verschwörerisch zu und spielt ein paar rockige Akkorde zum Warmwerden. »Yeah«, bellt der Supermarktketteninhaber los, klatscht im Takt, und alle Partygäste klatschen mit.

Und dann singt sie, die Münchnerin, leicht angeschickert und mit rauchiger Stimme, diesen zauberhaften Song von Udo Lindenberg:

»Hoch im Norden, hinter den Deichen, bin ich gebor'n.

Immer nur Wasser, ganz viele Fische,

Möwengeschrei und Meeresrauschen in meinen Ohr'n.

Und mein Vater war Schipper und fluchte, wenn Sturm war,
denn dann konnt' er nicht raus auf See.

Dann ging er zu Herrn Hansen, der der Chef vom

Leuchtturm war, und der sagte: Keine Panik auf der Titanic,

jetzt trinken wir erst mal einen Rum mit Tee.«

Hinter Hamburg beginnt die Route 66

Ein aufregenderes Kürzel gibt es für mich nicht. Es verheißt Aufbruchstimmung und das Gefühl von Freiheit. Wo auch immer ich bin, es braucht nur jemand diese Kombination zu nennen, und schon spüre ich den Geruch der Elbe und des Meeres, höre die Möwen kreischen, fahre in meiner Fantasie über die sonnige Chaussee auf flachem Land, sehe Windräder, Windräder, Windräder.

B 5.

Buchstabe, Zahl. Das Herz eines Münchner Discofreundes mag schneller schlagen, wenn er vom legendären P 1 träumt. Jeder Bluesgitarrist liebt den Akkord E 7. John le Carré ist vermutlich immer noch elektrisiert, wenn ihm jemand ins Ohr raunt: MI 5.

Ich kriege Gänsehaut bei der Chiffre B 5.

Bundesstraße 5.

Zum ersten Mal befahren habe ich sie, als ich vier Jahre alt war. Wir saßen auf der Pritsche eines klapprigen kleinen Lastwagens, mein großer Bruder und ich, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, ans Führerhäuschen gelehnt. Mit seiner rechten Hand umklammerte er meinen linken Arm, damit ich nicht über Bord ging. Vorne waren sie zu viert: Fahrer, Vater, Mutter und auf ihren Armen meine Schwester, ein Jahr alt, die sich, wenn sie nicht schlief, unendlichen Kummer von der Seele schrie. Der Wagen brachte uns dahin, worüber schon seit Monaten gesprochen worden war, ins neue Leben, ohne dass ich mich allerdings an diese Gespräche erinnern kann, denn meine ersten bewussten, intensiven Erinnerungen stammen von der Pritsche eben dieses Lastwagens.

Nach Sylt. Insel der Verheißung. Nur langsam zuckelnd,

nehme ich an, kamen wir voran, bestimmt kaum schneller als 50 Kilometer in der Stunde, aber für mich war es ein erregender Geschwindigkeitstrip. Das Geräusch des knatternden Motors klingt mir heute noch in den Ohren: tockatockatockatockatocka.

Erinnerung an eine riesige Trümmerlandschaft; durch das winzige offene Rückfenster ruft unsere Mutter: »Kinder, wir sind schon in Hamburg.« Itzehoe, wo wir bei einem Bauern übernachteten, verbinde ich mit dem Bild einer grauen Häuserserruine ohne Außenwände und auch im Innern weitestgehend zerfetzt, in der aber die Treppen von Stockwerk zu Stockwerk intakt waren. Viel mehr von der Fahrt ist nicht haften geblieben – außer drei ganz intensiven Eindrücken, die alle mit Wasser zu tun haben. Ein in einem Wäldchen verschwindender Fluss. Der von keinem Schiff befahrene Nord-Ostsee-Kanal, von dessen scharf in die Landschaft geschnittenen Uferböschungen und spiegelglatter, bewegungsloser Oberfläche eine eigentümliche Faszination ausging. Schließlich das Meer, über das mein Bruder mir auf der Pritsche bereits die unglaublichsten Geschichten erzählt hatte und das ich zum ersten Mal von der Halbinsel Eiderstedt aus erblickte: ohne Strand, ohne Wellen, ohne Grenzen, das Bild einer unendlichen Weite von bis dahin nie gesehener Schönheit und Harmonie.

B 5.

Später hat sie uns von Sylt nach Hamburg gebracht und wieder zurück, über flaches Land, weite Ebenen, vorbei an Hecken und Feldern, windzerzausten Büschen und Bäumen. Herumtollende Pferde. Endlose Kuhweiden. Koppeln mit Tausenden von Schafen, gelb, grün, rot oder blau »gestempelt«, damit die Eigner der Herden sie auseinander halten konnten. Telegrafmasten entlang der Eisenbahnstrecke, einer nach dem anderen, bis zum Horizont, immer kleiner

werdend, mit drei, vier, fünf in der Mitte schwer durchhängenden Telefonleitungen dazwischen.

Immer ging die Fahrt mit fiebernder Erwartung einher: eine Reise ans Licht. Sylt leuchtete und Hamburg leuchtete, und die Leuchtspur zwischen beiden, das war und ist für mich immer noch die B 5, hinterm Deich durch Schleswig-Holstein.

Es gab allerdings auch eine dunkle Seite der B 5, von der ich schon früh erfuhr, als ich neun oder zehn war und mein Onkel mich zu einem Ausflug nach Lauenburg mitnahm, die alte malerische Schifferstadt an der Elbe, im Osten von Hamburg. Dort, in vollkommen fremder Umgebung, entdeckte ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen das mir inzwischen so wohlbekanntes, verheißungsvolle Zeichen wieder: B 5. Ich fragte meinen Onkel, wie weit denn diese Straße noch ginge. Darauf nahm er mich bei der Hand, während er die andere zur Faust ballte, zornig einem imaginären Gegner drohte und sprach: »Die Straße geht eigentlich bis nach Berlin, aber der Russe lässt uns nicht durch.«

»Der Russe« hat sich bekanntlich abgemeldet, längst gibt es auf dem östlichen Abschnitt der B 5 keine Schlagbäume und Kontrollbaracken mehr, was mein Onkel bedauerlicherweise nicht mehr erlebt hat. Die B 5 führt von Frankfurt an der Oder über Berlin und die Mark Brandenburg, Teile Mecklenburgs, geht bei Lauenburg über die Elbe, schlängelt sich durch Bergedorf und Hamburg und geht von dort aus ziemlich geradlinig durch die Kreise Dithmarschen und Nordfriesland bis nach Klixbüll, wo sie abrupt und etwas undramatisch endet.

Die 640 Kilometer von der polnischen bis zur dänischen Grenze bin ich vor einigen Jahren einmal abgefahren. Zwei Wochen habe ich mir für die Fahrt Zeit genommen, bin oft ausgestiegen und eingekehrt, eigenwilligen Menschen, schrä-

gen Typen, liebenswerten Charakteren begegnet. Die seltsamsten und mysteriösesten Dinge habe ich erlebt. Seitdem sage ich: Mit der mythenbefrachteten Route 66 in Nordamerika kann die B 5 locker mithalten. Auch wenn sie nicht ganz so lang ist wie jene.

»It winds from Chicago to LA,
More than two thousand miles all the way.
Get your kicks
On route 66.«

Die meisten Sylt-Fahrer winken müde ab, wenn ich von der B 5 erzähle, und verweisen auf die weiter östlich verlaufende Autobahn A 7, die man in einem durchfährt, bis kurz vor Flensburg, von wo aus es dann noch 38 Kilometer Landstraße bis zum Autozug sind. Verständlich, sie wollen so schnell wie möglich ankommen, sich auf keine Ablenkungen unterwegs einlassen. Und da sie auf der Insel so lange bleiben, wie es nur irgend geht, gilt das Gleiche für die Rückfahrt. Die alte B 5, sagen sie, die ist ja hinter Hamburg streckenweise schon gar nicht mehr existent, da Teilabschnitte der neuen Autobahn A 23 über die alte Bundesstraßentrasse gelegt worden sind.

Mag alles sein, aber an einem klaren Frühlings- oder Sommerabend, um die Zeit des Vollmondes, über die Kanal-Hochbrücke zu fahren, wenn sich links, über dem unsichtbaren, aber schon gefühlten Meer, die Sonne abmeldet, im Minutentakt abtaucht und ihre Farbe von gleißendem atomblitzgelb über orange bis blut- und blassrot verändert, immer schwächer strahlt, bis sie ermattet ihren mehrstündigen Schlaf antritt, während rechts im exakt gleichen Rhythmus der Mond aufsteigt, erst schüchtern, dann immer selbstbewusster leuchtend, bis er für diese Nacht das zusehends dunkler werdende Revier da oben übernimmt und dazu noch seine mehrtausendköpfige Sternentruppe aufbietet – dieses

Schauspiel empfängt seine künstlerische Krönung nur über der B 5, und zwar genau hier, auf der Brücke über den Nord-Ostsee-Kanal. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Wechsel der beiden Himmels-Autoritäten irgendwo anders so perfekt inszeniert wird.

Der Nord-Ostsee-Kanal ist die meistbefahrene künstliche Wasserstraße der Welt. Sie beginnt in Brunsbüttelkoog, das von der B 5 in zehn Minuten zu erreichen ist, und endet in Kiel-Holtenau. Dort legte Kaiser Wilhelm I. 1887 den Grundstein, wobei er sich, da er längere Zeit kaltem Wind ausgesetzt war, eine schwere Erkältung zuzog, von der er sich nicht wieder erholen sollte. Im März 1888 starb er, 91 Jahre alt; drei Monate später folgte ihm sein Sohn in den Tod, und der Enkel übernahm als Wilhelm II. die Kaiserwürde, gerade mal 29 Jahre alt. 1895 eröffnete er an Bord seiner Yacht »Hohenzollern« feierlich den Kanal.

Auf der B 5 passieren wir jetzt die mittelalterliche Stadt Meldorf mit ihrem prächtigen, im 13. Jahrhundert erbauten Dom. Und immer wieder, wenn ich vorbeifahre oder in Meldorf herumstrolche, muss ich an die Geschichte denken, die ich schon in so vielen Varianten gehört habe, dass ich beim besten Willen nicht weiß, was Legende, was Wahrheit ist. Ich erzähle am liebsten die folgende Version: Besagter Wilhelm II. wollte sich im Zuge der Festivitäten zur Eröffnung des Kanals ein Bild von den betroffenen Landschaften und Menschen machen, so auch von Meldorf und den Meldorfern. Ein Offizier vom Hofe war vorausgefahren, um diverse Vorbereitungen zu treffen. Dazu gehörte auch das Arrangement eines Festmahls, das der Kaiser im weiland besten Hotel von Meldorf einzunehmen beabsichtigte. Als nun der Offizier dem Inhaber des Hotels die bevorzugten Speisen und Getränke des Monarchen aufzählen wollte, unterbrach dieser ihn mit der Bemerkung, die Aufzählung sei nicht nötig:

»Seine Majestät wird das essen, was auf den Tisch kommt.« Der Offizier zuckte zusammen, wollte aufbrausen, begriff aber wohl schnell, dass es vollkommen zwecklos sein würde. Der Hotelchef ließ nicht mit sich reden. Aber das Menü, das er auftrachte, war so opulent und köstlich, dass sich der junge Kaiser hinterher vor lauter Entzücken von jedem einzelnen Angestellten des Hauses mit Handschlag verabschiedete.

Auch die B 5 hat zwischendurch mal das Recht auf weniger aufregende Abschnitte, dafür steigt die Vorfreude auf die Insel, die wir in wenigen Stunden erreichen werden. Wir kurbeln das Fenster runter und sind geneigt, selbst Sturmböen und peitschenden Regen als Vorboten der großen Freiheit zu begreifen. Die lächerlich banalen Dinge, die uns gestern noch die Nerven und den Verstand zu rauben drohten, sind weit weit weg. Wir verzeihen uns großmütig, dass wir uns jemals über Nichtigkeiten aufgeregt haben. Der Weg ist das Ziel, sagt der Schlauberger gern, um zu beweisen, wie fernöstlich gelassen er das Joch des Lebens schultert. Ein bisschen Buddhismus schlummert in jedem von uns. So weit will ich aber nicht gehen, denn das Ziel bleibt das Ziel. Sagen wir's so: Der Weg über die B 5 ist ein Zipfel des Zieles Sylt. Und es ist doch viel schöner, diesen Zipfel immer größer werden zu lassen, als, beispielsweise, einfach so, platsch, mit dem Flugzeug auf dem Inselflughafen zu landen. München-Westerland in zwei Stunden: eine schreckliche Vorstellung!

Husum kommt näher, die Stadt Theodor Storms. Der große Dichter und Erzähler hat seiner Heimatstadt zwar bleibenden Ruhm beschert, ihr aber gleichzeitig mit der Gedichtzeile »Die graue Stadt am Meer« einen ziemlichen Tort angetan. Dieses Etikett klebt an der Stadt und ist, aus heutiger Sicht,

vollkommen unzutreffend, nicht nur, was die Farbe der Häuser betrifft. Was in Frühlings- und Sommernächten in den Kneipen am Hafen und den verwinkelten Gassen der Altstadt »abgeht«, hat alles andere als das Prädikat »grau« verdient.

Da klingen lautes Lachen, Seemannslieder und Jazz aus geöffneten Fenstern und gehen dabei in der lauen Nachtluft eine höchst eigenwillige Liaison ein. Da dringt der süßliche Duft von verbotenen Substanzen heimelig aus Hofeingängen. Da wird auf Bürgersteigen getanzt und gesungen. Seeleute wanken durch Drehtüren, wildfremde Mädchen mit blonden Zöpfen zerren den Fremdling mit auf ihre Partys.

Theodor Storm war erstaunlicherweise nur einmal in seinem Leben auf Sylt, im August 1887. Da war er schon von schwerer Krankheit befallen, ohne allerdings in letzter Konsequenz zur Kenntnis zu nehmen, wie schlecht es um ihn stand. »Er wusste, dass er in spätestens ein oder zwei Jahren sterben würde«, schreibt Kurt Lothar Tank in seinem *Sylter Lesebuch*, »aber er wollte es nicht wissen, und so arrangierte man zu seiner Beruhigung die Scheinuntersuchung. Sie gab ihm die gewünschte trügerische Gewißheit, die er brauchte, um weiter leben und arbeiten zu können. Unter diesen Umständen wurde die Meisternovelle *Der Schimmelreiter* fertig.« Anlässlich seines Besuches auf Sylt entwarf Storm eine Geschichte, die auszuarbeiten ihm nicht mehr vergönnt war, die »Sylter Novelle«. Die Idee stammte von seinem ehemaligen Landvogtkollegen Christoph von Tiedemann, nunmehr Regierungspräsident von Bromberg (im heutigen Polen), den er im Haus seines Gastgebers traf und mit dem er einen Sonntagsspaziergang durch die Wenningstedter Dünen unternahm. »Als Tiedemann und ich oben auf einer Düne saßen«, schrieb Storm in einem Brief an seine Frau, »er-

zählte er mir, indem wir in die Dünen-Wildniß hinabsahen und der kalte Wind uns ins Gesicht blies, den Stoff zu einer Sylter Novelle, den er sich Tags zuvor erdacht hatte. Er ist so vortrefflich, daß ich schon gleich ans Schreiben möchte. Die Skizzierung habe ich schon begonnen.«

Erst 1968, achtzig Jahre nach Storms Tod, wurde diese Skizze im Archiv der Kieler Landesbibliothek gefunden. Sie liest sich wie ein Filmexposé: Lars, unehelicher Sohn eines dänischen Marineoffiziers und der Tochter eines Sylter Strandräubers, will die Tochter des Landvogts von Tinum heiraten. Diese Ehe wäre nicht standesgemäß, das Mädchen wird einem anderen versprochen. Doch sie verweigert die Ehe, und als ans Licht kommt, dass sie schwanger ist, wird sie von ihrem Vater verstoßen. Bei den besagten Strandräubern findet sie Unterschlupf. Ihr Kind kommt zur Welt. Lars hat unterdessen auf einem Schiff angeheuert, das eines Tages vor Westerland Schiffbruch erleidet. Die Strandräuber erschlagen die Besatzung, Lars wird dabei von seinem eigenen Großvater getötet. Seine einstige Geliebte beobachtet die Tat und verfällt dem Wahnsinn.

Von Husum nach Niebüll, wo die Autos nach Sylt verladen werden, dauert es jetzt nicht mehr lange. Eine halbe Stunde, wenn man direkt durchführe. Doch vorher kommt die Ortschaft Bargum, keine besonders aufregende Gemarkung, wäre da nicht zur Linken Andresens Gasthof, kulinarisch eine der besten Adressen nördlich der Elbmündung, in jedem Fall die lohnenswerteste entlang der B 5. Die Wirtin, Elke Andresen, hat ihn einst von ihren Eltern übernommen. Lange galt er als Geheimtipp, inzwischen hat das Restaurant mit Spitzenküche eine Art Kultstatus unter Feinschmeckern. Gourmets, die eine besonders stilvolle Einladung aussprechen wollen, laden hinter die rote Backsteinfassade von Andresens

Gasthof in die Alkovenstube ein: zu märchenhaften Kreationen wie Rote-Bete-Suppe mit glaciertem Kalbsbries oder Wolfsbarsch mit Kürbis und Pfeffer in Limettensoße.

Fünf Gästezimmer haben sie bei Andresens. Schwere Entscheidung: essen und bleiben und morgen früh mit dem ersten Autozug rüber? Nach dem Abendessen den letzten Zug nehmen? Oder erst auf dem Rückweg hier einkehren?

Oder warten, bis man den richtigen Produzenten gefunden hat, mit dem man die Verfilmung der »Sylter Novelle« planen und besprechen kann? Das stelle ich mir schön vor: das erste Gespräch zu dem Thema in Andresens Gasthof. Vielleicht im Herbst. Man beschnuppert sich. Erzählt den Inhalt. Lässt die Fantasie schweifen, während draußen auf der B 5 der Wind pfeift und ab und zu ein Auto vorbeischnurrt. Aufgabenverteilung. Wer kümmert sich um was? Wer schreibt das Drehbuch? Wer soll das Mädchen spielen, wer den Lars, wer den Großvater, wer den Strandvogt? Zwei Tage tafeln und diskutieren. Ideen ausbrüten, woher das Geld für die Produktion kommen soll. Leute anrufen. Frau Andresen fragen, was sie davon hält. Zum Meer rüber und sich durchpusten lassen. Noch mal zurück nach Husum, ins Theodor-Storm-Museum, dort im Archiv wühlen. Dann aber endlich nach Sylt. Irgendwann müssen wir mal runter von der B 5.



Täubchen mit Grünkohl und Schupfnudeln

Für 4 Personen:

- 4 ganze Täubchen 100 g Butterschmalz Salz und Pfeffer
- 1 Hähnchenbrustfilet 200 g Sahne
- 2 Karotten